

HEYNE <

Eric T. Hansen

unter Mitarbeit von Astrid Ule

FOR- BETTER YOUR ENGLISH

Der etwas andere
Sprachkurs – Ein Insider
erklärt die Fallstricke
und Feinheiten
der **englischen**
Sprache

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Dieses Buch erschien bereits unter dem Titel
Forbetter Your English. Englisch für Deutsche
bei Langenscheidt.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Taschenbuchausgabe 11/2017

Copyright © 2011 by Langenscheidt KG, Berlin und München
Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag der Verlagsgruppe
Random House GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: kaltnermedia GmbH, Bobingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-60446-9

www.heyne.de

Intro 5

Lust, Fantasien, gestohlene Toiletten und andere Fettnäpfchen 9

Welcome Ich heiße Sie „bitte schön“ **11** **Dear** Mein Kumpel, mein Schatz **13** **Friend** Der feine Unterschied zwischen einem Freund und einem Serienmörder **14** **Toilet** Wer hat die Toilette geklaut? **17** **Fantasy** Die fantastische Vorstellungskraft **20** **Lust** Haben Sie Lust? **23**

Die Muttersprache hat immer recht 27

Feed Fressen ist fertig! **29** **Grow** Pardon, mein Gewächs wächst **30** **We were three** Wir sind drei, dürfen aber schon Alkohol trinken **32** **By foot** Ich fahre zu Fuß **33** **Ready** Ich bin so fertig **36** **Hair** Ich habe Hunderttausende und liebe jedes einzelne von ihnen **37** **Like** Wie eine Jungfrau **40** **Than** Besser denn je **42** **As** So gut wie gut **44**

Wer auf Englisch speisen will, muss auf Französisch ordern 49

Kitchen Kellner, da ist ein Koch in meiner Suppe! **50** **Full** Ich bin so voll **52** **Salad** Ich sehe keinen Salat in diesem Salat **53** **Invite** Du bist eingeladen – zu zahlen **55** **Menu** Bitte essen Sie nicht die Speisekarte! **57**

Der Unterschied zwischen Freddy Nietzsche und Harry Potter 61

The Der Briefträger, der den Hund biss **63** **I am** Action! Immer nur Action! **67** **I was at** Dabei sein ist nicht alles **70** **I'll see you** Wir sehen uns – aber wer ist eigentlich „uns“? **74** **Myself** Ich mich auch **76**

Wie das Leben so spielt 81

Luck Glück in der Liebe, Unglück im Glück **82** **Listen** Ich höre, aber ich höre nicht zu **84** **Watch** Sehen Sie noch oder schauen Sie schon? **86** **Sensitive** Unsinn und Unsinnlichkeit **89**
Become Ich werde und werde nicht geworden **91** **Spiel, game, gamble, play** Das Leben ist ein Spiel **94** **Funny** Das ist nicht witzig! Aber es macht Spaß **102**

Ein „Hä?“! Ein Königreich für ein „Hä?“! 107

Get up Alle, die nicht rumliegen wollen, sollen rumstehen **109**
Stay Wer zu lange bleibt, den bestraft das Leben **111** **Actual** Meine Liebe könnte nicht aktueller sein **112** **Eventual** Eigentlich nicht, aber eventuell schon **114** **Mean** Was meinen Sie mit „Ihrer Bedeutung“? **115** **Opinion** Ich denke, das ist meine Meinung **118** **Believe** Ich will glauben ... denke ich **120**
Snoring Hör auf zu schnorcheln! **121**

Mehr Wörter als Fürze auf einer Bohnenfarm 123

Remind Grüß mir die Erinnerung **125** **Side** Auf welcher Seite lesen Sie eigentlich? **128** **Heavy** Nimm's nicht schwierig **130**
Heaven Mami, Mami, regnet es im Himmel? **131** **Great** Napoleon war ein großer Mann, aber so groß nun auch wieder nicht **133** **Fault** Es ist nicht mein Fehler, aber meine Schuld **136**

Du bist kein Rapper – und andere Missverständnisse 141

You Sie können „Ihr“ zu mir sagen **142** **First-name basis** Nenn mich Dr. Bob **146** **Shall** Du sollst nicht sollen **150** **Must** Muss ist kein Muss **155** **Hip-hop** Sag niemals mothafucka **157**

Sprechen Sie endlich Englisch wie ein Deutscher! ... 165

Th Th ... th ... thorry! **171** **W** Au Veia! **175** **Oxford english** Auf der Suche nach dem wahren Englisch **177** **Original version** Wenn Marlon Brando nuschtelt, ist das Kunst **180** **The transatlantic list** Oh Mann, bin ich gestopft worden **184**

Intro

Ich weiß, wie es ist, sich mit einer Fremdsprache herumzuschlagen, weil ich die angeblich schwerste Sprache aller Zeiten gelernt habe – Deutsch.

Noch heute, Jahrzehnte später, sitzt der Schock von damals tief. Ich hockte in diesem miefigen Klassenzimmer im sonnigen Hawaii und versuchte verzweifelt, den völlig unsinnigen Erklärungen meiner Deutschlehrerin zu folgen. Wie zum Beispiel: Wörter hätten Geschlechter.

„Warum?“, fragte ich.

„Das ist einfach so“, gab sie zur Antwort.

Ein Hund sei ein „Er“, eine Katze eine „Sie“, aber ein Mädchen ein „Es“.

„Wie kann das denn sein?“ Ich war verstört. „Was für Menschen tun so was?“

„Es ist einfach so“, sagte sie.

Artikel wechselten ihre Form wie unsereins die Hemden – der, den, dem, dessen –, je nachdem, ob sie gerade Nominativ, Akkusativ, Dativ oder Genitiv waren. Wie? Es hieß zwei Tische und zwei Stühle, aber zwei Tassen und zwei Gläser. Was? Wurde ein Satz etwas komplizierter, kam das Verb erst am Ende – das heißt bei uns *verb-kicking*.

„*Verb-kicking*? Sie machen Scherze!“, klagte ich.

Sie zuckte die Achseln. „Doch, doch, so ist es.“

Hinter dieser Sprache steckte überhaupt keine Logik. Die Deutschen konnten sich nicht mal einigen, wie viele Buchstaben es im Alphabet gibt. Sie behaupten 26, können aber nicht erklären, wo denn da die Umlaute ä, ö, ü und das Eszett bleiben. Und überhaupt – wer kommt auf so eine Idee, ein Doppel-S wie ein großes B zu schreiben? Muss das sein?

„Das MaB ist voll? Was ist ein MaB?“

Dann geschah es auf fast wundersame Weise, dass der Spieß sich umdrehte. Auf einmal stand ich vor einer Klasse voller verzweifelter Gesichter und musste immer wieder beteuern: „Ich weiß auch nicht, wie das kommt. Es ist einfach so.“

Bevor ich in den 80ern nach Deutschland kam, erkundigte ich mich, wie ein junger Ami, der diese vertrackte Sprache nur rudimentär beherrscht, dort Geld verdienen könne. Die Antwort lautete: mit Englischunterricht. Der Markt sei riesig, alle Deutschen wollten ihr Englisch auffrischen – und alle bevorzugten sie *native speakers*. Für sie gilt jeder *native speaker* als Experte. Das hat einerseits zur Folge, dass unendlich viele Angloamerikaner (damit meine ich Engländer, Amerikaner, Kanadier und Australier – transatlantische englische Muttersprachler also) dieses schöne Land ausgiebig studieren können, ohne dass ihnen nach einer Woche das Geld ausgeht. Andererseits wimmelt es in den Sprachschulen nur so von jungen Leuten, die nur deswegen Lehrer sind, weil ihre Muttersprache zufällig Englisch ist.

Im Hinblick auf mein Überleben in der Fremde änderte ich also mein Fach an der „University of Hawaii“ von Anglistik zu Linguistik, und nach zwei Jahren wechselte ich auf die Ludwig-Maximilians-Universität in München. Dort brachte ich in privaten Sprachschulen frühmorgens und abends gestandenen Managern, Bankern und Sekretärinnen sowie angehenden Stewards, Schauspielern und Stipendiaten Englisch bei. Das ging auch nach Abschluss meines Studiums der deutschen Literatur des Mittelalters so weiter. Als freier Journalist im Ausland schwankte die Auftragslage gelegentlich, und in solchen Zeiten griff ich auf Übersetzungsarbeiten zurück und eben immer wieder auf Englischunterricht.

Ich erinnerte mich schmerzlich an meine Deutschstunden in Hawaii, wann immer meine Schüler mal wieder zu verstehen suchten, was der Unterschied ist zwischen *I come* und *I am coming* oder warum *fun* einfach nicht *funny* ist, weshalb *luck*

manchmal, aber nicht immer „Glück“ heißt. Und ich wusste: Der Ausdruck der Verwirrung in den Gesichtern war echt.

Während die Manager, Sekretärinnen und Studenten kamen und gingen, fiel mir etwas auf. Wenn es darum geht, Englisch zu lernen, haben die Deutschen, so unterschiedlich sie es auch angehen, einiges gemeinsam:

1. Alle glauben fest daran, dass sie viel schlechter sprechen, als sie es in Wahrheit tun.
2. Alle glauben, sobald sie erst die Regeln der Grammatik verstanden haben, würden sie die Sprache automatisch beherrschen.
3. Alle glauben, dass es so etwas wie „Oxford Englisch“ tatsächlich gibt.
4. Alle glauben, Englisch sei eine unglaublich einfache Sprache – und dieser Glaube hält faszinierenderweise auch dann noch an, wenn sie nach der zehnten Erklärung immer noch nicht das englische Plusquamperfekt verstanden haben.
5. Alle machen immer wieder die gleichen Fehler – nicht die Fehler, die Franzosen oder Italiener machen, sondern „deutsche Fehler“.

Irgendwann, dachte ich mir damals, muss ich mal ein Buch schreiben, in dem all das vorkommt. Kein Buch, das die gesamte englische Sprache erklärt, bloß eines, das sich ausschließlich mit den typischen Stolperfallen beschäftigt, in die speziell die Deutschen immer wieder tappen. Ein Buch über Englisch – nur für Deutsche.

Ich fing an, mir während des Unterrichts und in Gesprächen mit Freunden Notizen zu machen: Was einem die Englischlehrer in der Schule alles nicht erzählen; die Klischees über meine Muttersprache, die einfach nicht stimmen; die grundlegenden Unterschiede zwischen den beiden Sprachen, die nicht nur mit Vokabeln oder Grammatik zu tun haben.

Hier ist nun, nach fünf satirischen Büchern über andere Aspekte der deutschen Kultur, das Buch, das ich damals unbedingt schreiben wollte. Es ist für alle meine ehemaligen Schüler, die ich je mit dem englischen Plusquamperfekt gequält habe¹, in der Hoffnung, ihnen den Zugang zum Englischen ein Stück weit erleichtert zu haben.

Denn hinter der trockenen Mechanik der Sätze und Zeiten einer jeden Fremdsprache verbirgt sich eine elegante, faszinierende Lebendigkeit, die man anfangs nicht gleich mitbekommt. Wenn meine Lehrerin auf der Highschool mir klargemacht hätte, dass es im Deutschen so selten schöne Wörter gibt wie das erhabene „Anmut“, das witzige „Mumpitz“, das sehnsüchtige „Fernweh“ oder den mysteriösen Begriff „Aber hallo!“, hätte ich mich auf der Stelle in diese Sprache verliebt. Also habe ich mich nicht lumpen lassen. In diesem Buch werden Sie mehr poetische Begriffe, komische Redewendungen und schmutzige Wörter finden als in ähnlichen Sprachbüchern und ganz sicher nicht die, die Sie in der Schule gelernt haben. In diesem Sinne: *Go for the bacon!* – Ran an den Speck!

Lust, Fantasien, gestohlene Toiletten und andere **Fettnäpfchen**

Wie erkennt man einen Deutschen im Ausland?

Ganz einfach. Sagen wir, Sie begegnen irgendwo auf der Welt, zum Beispiel in Hawaii, einer bunt zusammengewürfelten Gruppe von Touristen. Alle können sich auf Englisch verständlich machen. Falls Sie wissen wollen, ob Deutsche darunter sind, sprechen Sie die Touristen einfach auf Englisch an und achten Sie darauf, wie sie reagieren: Diejenigen, die nicht aus Deutschland kommen, werden zwar etwas holprig antworten, doch das kümmert sie nicht weiter, sie radebrechen sich munter durchs Gespräch.

Die Deutschen werden ebenfalls auf Englisch antworten – allerdings mit zwei Unterschieden: Sie sprechen es meist ausgezeichnet und der zweite Satz heißt immer *Excuse me please, I speak very bad English.*

Bingo: ein Deutscher.

Ich lebe jetzt seit 25 Jahren in Deutschland, und noch nie habe ich mit einem Deutschen ein Gespräch in meiner Muttersprache geführt, ohne dass er sich gleich eingangs für sein schlechtes Englisch entschuldigt hätte. Für andere Wissenslücken gilt das nicht. Kein Deutscher entschuldigt sich dafür, dass er den ersten Hauptsatz der Thermodynamik nicht beherrscht. Aber für sein Englisch ...

Ich kann mir das nur so erklären: Alle Deutschen hatten in der Schule die penibelsten, gemeinsten, haarspalterischsten Englischlehrer der Welt und müssen von ihnen regelrecht traumatisiert worden sein. Noch Jahre später können sie nicht mal an ein angelsächsisches Wort denken, ohne in kalten Schweiß auszubrechen. Denn eine Entschuldigung ist alles andere als angebracht. Deutsche sprechen unsere Sprache meist erstaunlich flüssig. Wir Typen aus der englischsprachigen Ecke der Welt machen uns ja kaum je die Mühe, eine andere Sprache zu lernen. Wenn dann einer daherkommt und problemlos in einer Fremdsprache kommuniziert, sind wir grundsätzlich erst mal von den Socken.

Deshalb ist es so gut wie unmöglich, sich bei uns aufgrund falscher Grammatik, unklarer Aussprache oder schlechter Wortwahl zu blamieren. Wir sind einfach nur froh, wenn wir Sie verstehen können, und achten gar nicht auf kleine Fehler. Sollten Sie also derartige Befürchtungen hegen, vergessen Sie die sofort wieder und sprechen Sie einfach drauflos, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Ein paar Fettnäpfchen stehen natürlich auch in meiner Sprache immer bereit, doch sie haben weniger mit Grammatik als mit der Bedeutung der einzelnen Wörter zu tun – und sie lassen sich leicht vermeiden. Wenn Sie wissen wollen, was „Willkommen“ wirklich bedeutet, wie Sie eine Toilette erkennen, wann Ihre Fantasie möglicherweise zu schmutzig wird oder wie Sie einen Freund von einem Serienmörder unterscheiden, dann lesen Sie weiter.

WELCOME

Ich heiße Sie „bitte schön“

Meine deutsche Freundin Charlotte war ganz schön aufgeregt, als sie das erste Mal mit mir nach Amerika flog, um unter anderem meine Eltern kennenzulernen. Sie können sich bestimmt vorstellen, wie nervös sie war – aber meine zuvorkommende Mutter tat ihr Bestes, Charlotte freundlich aufzunehmen. Vielleicht war sie auch zu zuvorkommend.

Schon am Flughafen begrüßte sie Charlotte mit den Worten: „*Welcome to Hawaii!*“ (Willkommen in Hawaii!)

Beim Abendessen fiel das Wort erneut. Charlotte bedankte sich höflich für den Truthahnbraten sowie das Maisbrot, und meine Mutter erwiderte freundlich: „*You're welcome!*“

Am Frühstückstisch bei French Toast mit Ahornsirup ging es weiter: „*You're welcome!*“

Und dann wieder, als mein Vater uns zu den örtlichen Sehenswürdigkeiten kutscherte: „*You're welcome!*“

Langsam wurde es Charlotte unheimlich. War diese Familie gar nicht so freundlich, wie sie tat? Wieso mussten sie ihr immer wieder bestätigen, dass sie in Hawaii willkommen war? Hatten sie vor, sie hier festzuhalten? Willkommen in Amerika – hier kommst du nie wieder raus!

Der Albtraum riss nicht ab: Vier- oder fünfmal täglich wurde sie willkommen geheißen. Sie schlief schlecht, zuckte zusammen, wenn sie meine Eltern sah, wehrte jeden Gefallen ab und musste sich schließlich mit Migräne im dunklen Zimmer hinlegen – während wir anderen draußen in der Sonne grillten. Als sie sich dann für das Aspirin bedankte und meine Mutter erneut beteuerte „*You're welcome*“, flippte Charlotte aus. „Was habt ihr nur gegen mich“, schrie sie meine Mutter an, „wollt ihr mich fertigmachen? Wollt ihr, dass ich wieder gehe?“ Ich lief ins Haus, und sie brüllte mich an: „Was hast du nur für Eltern!“ Meine Mutter blickte mich besorgt an und machte das Zeichen

für einen Sonnenstich. Es bedurfte einiger Nachfragen, um herauszubekommen, was hier eigentlich vor sich ging. Der armen Charlotte standen die Tränen in den Augen, als sie meinte: „Kein Mensch sagt dir fünfmal täglich, dass du bei ihnen willkommen bist, es sei denn, sie wollen dich verrückt machen oder vertreiben!“

Dass ich daraufhin in schallendes Gelächter ausbrach, machte ihre Wut nicht unbedingt kleiner. Als ich ihr dann allerdings erklärte, warum, lachte sie lauter als ich.

Auf Englisch bedeutet *Welcome to America* „willkommen in Amerika“, das stimmt. Doch die schlichte, omnipräsente Floskel *you're welcome* wird ganz einfach mit „bitte schön“ übersetzt. Wenn Sie sich im Englischen für etwas bedanken, hören Sie daraufhin nicht *please* (bitte), sondern *you're welcome*. Viele Deutsche erwarten *please*, doch dieses Wort benutzen wir in einem anderen Zusammenhang. Weil es „bitte“ heißt, verwenden wir es immer nur ... na ja, bei einer Bitte eben:

Would you please pass the sauce? = Könntest du mir bitte die Soße reichen?

Selbst ironisch kommt *please* zum Einsatz:

Would you please shut up? = Würdest du bitte endlich die Klappe halten?

Ich konnte Charlottes Verstörung lebhaft nachfühlen. Genau wie es ihr mit dem englischen „Bitte“ erging, war es mir mit dem deutschen „Danke“ ergangen. Lange bevor wir nach Amerika reisten, saß ich mehrmals mit ihren Eltern um den Esstisch und musste stundenlang das deutsche „Danke“ ertragen.

Ich gehöre nämlich zu dieser Sorte Mensch: Wenn ich Hunger habe, dann habe ich Hunger. Also freute ich mich, als ihre Eltern mir Nachschlag anboten: „Das letzte Stück Sauerbraten?“ Oh ja, das käme gerade recht, dachte ich. Und bedankte mich gleich herzlich, wie ein höflicher Amerikaner das tut: „Danke!“

Ein wenig irritiert war ich schon, als das letzte Stück Sauerbraten auf dem Teller des Hausherrn landete und von dort aus prompt verschwand. Mein Hunger wuchs weiter, bis mir beim Dessert endlich das letzte Stück Zwetschgenkuchen mit Schlag-Sahne offeriert wurde. Ich bedankte mich erfreut, allerdings wurde es mir erneut wortlos entzogen und dem Hausherrn gegeben.

Erst mitten in der Nacht – meine Freundin rüttelte mich wach, weil mein Magen so laut knurrte, dass sie nicht einschlafen konnte – wurde mir erklärt, was es mit „danke“ an einem deutschen Esstisch auf sich hat. Es bedeutet nicht wie in Amerika: „Das ist ein tolles Angebot, ich nehme es gerne an und bedanke mich dafür“, sondern „nein, danke“.

DEAR

Mein Kumpel, mein Schatz

Der charmanteste Fehler, den mein alter Kumpel Jochen jemals gemacht hat – und zwar immer wieder –, war, mich „mein Lieber“ zu nennen. Das heißt, er glaubte, „mein Lieber“ zu sagen. Eigentlich sagte er jedoch etwas ganz anderes, denn er übersetzte diese Worte einfach ins Englische mit *my dear*.

Das erste Mal, als das passierte, saßen wir in einer Kneipe beim Bier. Wir unterhielten uns auf Englisch, und es wurde spät. Irgendwann meinte Jochen: „*My dear, it's time to go.*“ Ein leichter Schock durchfuhr mich. War Jochen schwul? Wieso nannte er mich plötzlich „mein Schatz“?

Was er eigentlich sagen wollte, war so was wie *my friend* oder auch einfach *buddy* (Kumpel). Oder gar, wie ältere Herren in England einmal zu sagen pflegten: *old boy* – das geht ebenfalls, dann aber bitte nur mit einer Pfeife im Mundwinkel und einer guten Prise Ironie.

Ich bin mir sicher, als eingefleischter Macho hätte mein guter Freund sich dafür geschämt, hätte er gewusst, was er da in Wirklichkeit sagte. Ich fand es aber irgendwie süß. Also habe ich ihn nie darauf hingewiesen.

FRIEND

Der feine Unterschied zwischen einem Freund und einem Serienmörder

Armer Jochen. Es gibt Deutsche, die in ihrem Umgang mit Amerikanern einfach kein Glück haben, obwohl sie Amerika doch so lieben – und Jochen gehört dazu. Er kann zum Beispiel nicht verstehen, dass wir Amerikaner eine andere Auffassung von Freundschaft haben als die Deutschen. Das geht ihm einfach nicht in den Kopf. Mit erkennbarer Entrüstung erzählte er mir einmal von seiner ersten Reise in die USA und einer denkwürdigen Begegnung im dortigen Supermarkt:

„Da war ein ganz cooler Typ, er suchte das Bierregal und ich auch. Er spielte in einer berühmten Band, von der ich noch nie was gehört hatte, und er war ganz offen und freundlich – wirklich erfrischend, nicht wie hier in Deutschland. Wir nannten uns sofort beim Vornamen, als ob das das Normalste auf der Welt wäre. Er wohnte in so einer Villa mit einigen Kumpels, und die Mädels kommen und gehen da – der reinste Wahnsinn. Er meinte, ich solle mal vorbeikommen, das Haus sei groß. Und er beschrieb mir sogar, wie ich es finde. Toll! Meine Amerika-reise wurde zum Abenteuer – wie im Kino. Mein Hotel war sowieso viel zu teuer. Also checkte ich aus, stieg mit meinem ganzen Gepäck in ein Taxi und fuhr zu ihm. Als er aber an die Tür kam, du wirst es nicht glauben, erkannte er mich gar nicht mehr. Er wusste nicht mal mehr meinen Namen! Dabei hat er gesagt, wir wären Freunde!“

Möglicherweise handelt es sich um ein sprachliches Problem. Während in Deutschland das Wort „Freund“ ganz einfach „Freund“ bedeutet, hat das Wort *friend* in Amerika neben „Freund“ auch andere Bedeutungen: zum Beispiel „Bekanntschaft“, zuweilen sogar „Fremder, dessen Namen ich zwar vergessen habe, der aber ganz nett ist, denke ich“. „Aber wie erkenne ich, was gemeint ist?“, fragen Sie zu Recht. Das kommt natürlich auf die Situation an. Hier ein kleiner Hinweis: Wenn Sie Ihren neuen *friend* im Supermarkt kennenlernen und er lädt Sie gleich zu sich nach Hause ein, bedeutet in diesem Fall *friend* nicht „Freund“, sondern eher „Angeber“, möglicherweise „Spinner“ oder wenn Sie echt Pech haben „Serienmörder“.

Die Wahrheit ist, wir wenden den Begriff *friend* auf Hinz und Kunz an – aus Rücksicht auf Hinz' und Kunz' Gefühle. Alle wissen doch, es ist viel besser, ein Freund zu sein als eine Bekanntschaft. Ein Freund steht einfach höher in der Hierarchie, und Amerika ist, allen Gerüchten zum Trotz, voller versteckter Hierarchien. Über einen anderen Menschen klipp und klar zu sagen, er taue nicht zum Freund, ist eine subtile Herabwürdigung: „Darf ich vorstellen? Jochen, eine Bekanntschaft von mir – er würde ja zu meinen Freunden gehören, aber es fehlt ihm ein gewisses Bewusstsein für die körperliche Hygiene, wie Sie sicherlich riechen können. Und dann gibt es noch diese hartnäckigen Gerüchte um bizarre Hobbys, denen er angeblich in seinem Keller nachgeht. Sonst ist er aber super!“

Wer will so was über sich hören? Wer will so was über einen anderen Menschen sagen? Also ist jeder im Land der Gleichheit erst mal ein *friend*. Später, nach vielen Jahren des Kennenlernens, kann er immer noch herabgestuft werden. Und wird er herabgestuft, dann kommt eine ganze Reihe von Begriffen in Betracht:

A friend of mine ist einer von vielen und sticht nur bedingt aus der Masse der sonstigen Freunde heraus – es handelt sich also um eine „bessere Bekanntschaft“.

An acquaintance (Bekanntschaft) hat nun wirklich gar keinen Wert – es handelt sich um eine sehr flüchtige Bekanntschaft, deren Namen man wahrscheinlich vergessen hat; manchmal sogar um jemanden, den man nicht unbedingt mag. Jemanden in dessen Anwesenheit als *acquaintance* zu bezeichnen, ist derart lieblos, dass Sie ihn eigentlich gleich *loser* nennen können.

Selbst das unentschlossene *a guy I know* oder gar das ganz distanzierte *a man I met* ist besser als eine *acquaintance*. „Ein Typ, den ich kenne“ gehört zwar nicht zu den Freunden, sein Status ist ungewiss – er könnte sich aber noch zum *friend* hochmausern.

Co-worker oder *colleague* sind einerseits lieblos – man arbeitet zusammen, sonst nichts, möglicherweise kennt man sich nicht mal beim Namen –, andererseits zeugt es von Respekt gegenüber dem Kollegen. Im Übrigen neigen wir eher zu *co-worker*. Den Begriff *colleague* benutzen hauptsächlich Deutsche.

Buddy und *pal* sind besonders knifflig, weil sie – genau wie im Deutschen „Kamerad“ oder „Kollege“ – sowohl nett als auch distanziert gemeint sein können.

Wird man auf der Straße belästigt und will das unterbinden, sagt man:

Look, buddy, I'm giving you two seconds to get your beard out of my soup. = Hör mal, Sportsfreund, du hast zwei Sekunden, deinen Bart aus meiner Suppe zu fischen.

Ein „Kumpel“ kann aber auch ein alter Bekannter oder gar ein enger Freund sein:

Bartender, my pal here needs a beer. = Barkeeper, mein Kumpel hier braucht ein Bier.

My pal needs a new kidney, and goddamnit I'm going to give him one. = Mein Kumpel braucht eine neue Niere, und ich werde ihm verdammt noch mal eine geben.

Apropos Freunde: Alle wissen, dass ein „Freund“, mit dem man Sex hat oder gar andere traumatische Unternehmungen wie eine Familie plant, auf Englisch kein *friend* ist, sondern ein *girlfriend* beziehungsweise ein *boyfriend*. Manchmal gibt es da trotzdem Missverständnisse.

Um die Sache klarzustellen – nämlich, dass man mit diesem attraktiven Typen da doch keinen Sex hat, Gott bewahre – schiebt man ein *just* davor:

*I hear you've been seeing Jerry a lot.
Yes, but we're just friends.*

Im Übrigen ist es nicht so, dass wir Amerikaner nicht wissen, wie locker wir mit der Bezeichnung *friend* umgehen. Im Gegenteil. Manchmal machen wir uns über diesen dehnbaren Begriff selber lustig. Während *my best friend* ganz klar einen guten alten Freund bezeichnet, ist *my new best friend* immer ironisch gemeint:

You'll never guess who my new best friend is: I just met this German guy in the supermarket who was very interested in how big my house is. I think he's staying at an expensive hotel and wants to save money.

TOILET

Wer hat die Toilette geklaut?

Erst als ich das nächste Mal alleine meine Eltern besuchte, erfuhr ich, was meine Mutter wirklich von Charlotte hielt:

„Ich mochte sie schon“, insistierte meine Mutter. „Deine Freundin ist sehr nett und zuvorkommend. Ich hatte gar nichts an ihr auszusetzen. Wie kommst du nur darauf, dass ich dir meine wirkliche Meinung nicht sage?“

„Mom, ich kenne dich. Was hältst du nun wirklich von ihr?“

„Ich weiß nicht, was du meinst. Hilfreich und freundlich war sie auch noch.“

„Mom ...“

„Na ja, manchmal hatte ich das Gefühl, nur manchmal ... dass sie irgendwie ein bisschen unfein sein könnte. Nicht ordinär, das nicht, aber fast ...“

„Mom! Wie kannst du das sagen? Inwiefern war sie ordinär?“

„Nicht direkt, nur ... na ja, gleich am ersten Tag hat sie mich unter vier Augen in der Küche gefragt, wo die Toilette sei.“

Da war alles klar.

Es stimmt: Die Deutschen kommen in Amerika manchmal als leicht vulgär rüber. Nicht nur, weil ihr Humor etwas derber ist als unserer oder weil auf deutschen Plakaten ab und zu eine nackte Brust zu sehen ist oder gar weil die Deutschen in ihrer Art direkter sind – und mit direkter meine ich unhöflicher. Nein, eher weil sie gerne Ausdrücke wie *toilet* in der Öffentlichkeit benutzen. Was die Amerikaner und Engländer dabei nicht wissen: Es handelt sich um ein rein sprachliches Problem.

Viele Deutsche übersetzen die Frage: „Wo ist hier die Toilette?“ mit „*Where's the toilet?*“. Im Englischen gibt es darauf nur eine richtige Antwort: „Die Toilette ist da, wo sie hingehört, Dummchen. Im Badezimmer natürlich.“

Bei uns ist die „Toilette“ nämlich kein Zimmer, sondern eine Porzellanschüssel. Im englischsprachigen Raum sucht man nicht die Porzellanschüssel selbst, sondern den Ort, in dem sie sich befindet: der *bathroom* oder *restroom*.

Zwischen *bathroom* und *restroom* gibt es nur einen unmerklichen Unterschied: Der *bathroom* wird vorwiegend zu Hause aufgesucht und der *restroom* eher an öffentlichen Orten.

Ist man nun im *bathroom* angelangt und stellt dort fest, dass die Toilette geklaut wurde, dann – und nur dann – darf man noch mal aus dem Raum herausstürmen und in die Runde fragen: „He! Wo ist die Toilette?“

Als ich von Charlotte später wissen wollte, warum sie meine Mutter nicht einfach nach dem *bathroom* gefragt hatte, erwiderte sie: „Aber ich wollte doch nicht duschen.“

Erst dann fiel mir überhaupt auf, wie unlogisch die englische Sprache manchmal sein kann: Im Gegensatz zu den Deutschen können wir problemlos *bathroom* und *restroom* zu Räumen sagen, in denen weder gebadet noch ausgeruht wird. Andere Bezeichnungen sind noch sinnloser. Es ist nämlich nicht so, dass es keine anderen Wörter für Toilette im Englischen gibt. Ganz im Gegenteil: Wir haben sehr viele davon. Nur einer jungen Dame sei empfohlen, diese nicht in Anwesenheit der Mutter ihres neuen Freundes anzuwenden. Falls Sie aber neugierig sind und doch mal wissen möchten, was Sie alternativ alles sagen könnten, hier eine bescheidene Auswahl:

water closet, closet, W.C. (Wird nur in England verwendet, Amerikaner kennen den Begriff nicht.)

loo (England, häufig)

privy (England, veraltet)

lavatory (fast nur noch auf Flughäfen, sehr formal)

latrine (nur beim Militär, oft draußen im Dschungel)

can, thunderbox, porcelain throne und *john* (Slang)

powder room (Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass eine Dame solche Einrichtungen wie ein Klo von Haus aus nicht braucht. Aber die Nase pudern, das muss schon mal sein.)

facilities (Amerika, sehr höflich; so fragt man nach einer Toilette, wenn man zu Gast in einem fremden Haus ist und extra höflich sein will.)

outhouse (Plumpsklo, weil es draußen ist)

Und hier mein persönlicher Lieblingsbegriff: *I've got to see a man about a horse*. Man entschuldigt sich, weil man ein dringendes Gespräch mit einem Mann über ein Pferd führen muss. Nur was für echte Cowboys.



Eric T. Hansen

Forbetter Your English

Der etwas andere Sprachkurs - Ein Insider erklärt die Fallstricke und Feinheiten der englischen Sprache

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-60446-9

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2017

Enjoy this book in full trains!

Wie leicht man als Deutscher bei einer englischen Unterhaltung in Fettnäpfchen tappen kann, zeigt der amerikanische Sprachwissenschaftler Eric T. Hansen auf humorvolle Weise in kurzen, pointierten Geschichten. So ist es kein Wunder, dass ein Kellner irritiert reagiert, wenn ein Gast darauf besteht, die Speisekarte zu essen, indem er sagt: "I'll have the menu." Auch die Frage nach der Toilette "Where's the toilet, please?" kann peinlich enden. Denn ein Native Speaker hat darauf nur eine logische Antwort: "Da, wo sie hingehört – im Badezimmer natürlich."

 [Der Titel im Katalog](#)